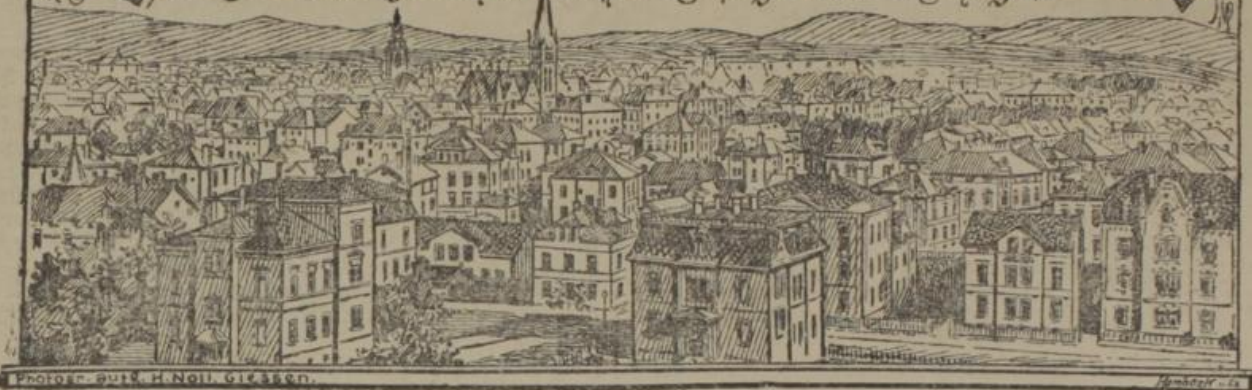


# Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Das Paradies der Erde.

Roman von Ida von Gersdorff.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Poncalet ist tot. Wie der von mir beauftragte Kriminalkommissar nach monatelangen Recherchen von authentischer Seite erfuhr, hatte sich der Graf einer Abteilung russischer Regierungstruppen angeschlossen, die gegen aufrührerische Kaufmannsvölker geschickt worden war. Dort ist er bei einem nächtlichen Gefecht gefallen. Er hatte für den Fall seines Todes einen ihm befreundeten russischen Offizier mit der Todesmeldung beauftragt, und diese ist wenige Tage nach dem Tode Oberst Bezingslöwens an die unglückliche Frau gelangt. Sie ist nach England abgereist und hält sich dort bei entfernten Verwandten auf. Ich habe sie nicht mehr getroffen. Meinen Brief hat sie nicht beantwortet. Ich hörte aber, daß ihr Lungenleiden sich sehr gebessert habe, obwohl ich glaube, der Tod wäre eine Erlösung auch für sie gewesen. Vielleicht sehe ich sie nun doch noch einmal wieder.

Auch mit Gräfin Wanda habe ich zwei oder drei Briefe gewechselt. Die übrigen waren aber immer nur kurz und etwas zurückhaltend, als fehlte ihr irgendwie die Unbefangenheit.

Das darf nicht so bleiben. Ich will und kann diese Frau nicht verlieren und werde nicht ruhen, mir ihre Sympathie, ihre alte Freundschaft aufs neue zu erkämpfen, wenn ich sie mir unbewußt verscherzt haben sollte.

Silligsdorf, Juli. Ich habe einen Brief aus Südamerika erhalten von der „Hacienda Graffenberg“. Ich hatte dem Leutnant vor einigen Wochen geschrieben, ihm meine Verhältnisse, meine Ideen und Hoffnungen dargelegt, mich auf die Empfehlung Baron Kallweins berufend, und hatte ihn um seine Ansicht gebeten, ob sich mir dort wohl Aussichten für die Zukunft öffnen könnten. Die Antwort war außerordentlich lebenswürdig, ja sogar herzlich kameradschaftlich. Er freute sich geradezu über meinen Plan und erwartete mich auf direktem Wege auf seiner ausgedehnten meilengroßen Farm. Da gäbe es für mich ein solossales Arbeitsfeld. Er hat viele Hunderte von Arbeitern, zumeist eingewanderte Landsleute, die er allen andern als tüchtige Landarbeiter vorziehe, besonders wenn sie frisch, noch unverdorben aus ihrer Heimat kämen. Der Deutsche würde selten besser durch amerikanische Einflüsse in großen Städten, wohl aber freiere er nur zu leicht seine guten, spezifisch deutschen Eigenschaften ab, um dafür die Fehler der Amerikaner anzunehmen. Aber unmittelbar vom Answandererschiff weg engagiert, wie er das durch seine Agenten bewirken lasse, behalte der deutsche Arbeiter seine Vorzüge. Schon lange fehlte ihm eine geeignete Persönlichkeit als Inspektor, der sich Vertrauen und Respekt bei der bunt zusammengewürfelten Menge zu verschaffen wisse. Nach meinem Briefe und meinen eingehenden Erkundigungen über

mich schiene ich ihm der Mann zu sein, nach dem er schon lange vergeblich sahnde, denn er würde sehr glücklich sein, in seinem Inspektor auch einen Gesellschafter für sein persönlich sehr einfaches Leben zu bekommen, da er seit einem Jahre Witwer und ohne Kinder sei. Besonders würde ihn noch dabei freuen, zugleich dem Kameraden die helfende Hand zu reichen. Er bot mir sofort ein Gehalt, das mein Jahreseinkommen als Leutnant samt Tante Kallis Zuschüssen weit überstieg. — Ich sollte nur keine Zeit verlieren mit dem Weiterstudieren an einer deutschen landwirtschaftlichen Hochschule, sondern mich sobald als möglich auf den Weg machen. Die Praxis sei unter allen Umständen dem theoretischen Studium vorzuziehen.

Ich werde reisen, sobald ich hier meine Privatangelegenheiten, die nicht sehr umfangreich sind, abgewickelt habe. Eigentlich sind das nur zwei Abschiedsbesuche: Regenwalde und Groß-Runow.

Und reiten wird man ja da auf dem meilengroßen Besitze wohl dürfen und sogar müssen. Tamoje Pferde gibt's sicherlich, sogar wilde. Werde mir eins einjagen und zähmen. Donnerwetter! Das wäre was für mich! Ich habe nach Groß-Runow und Regenwalde geschrieben und mich für Mitte August, nach der Ernte, angemeldet.

Silligsdorf, August. Ein Brief von Gräfin Wanda! Baronin Kallwein ist mit dem Pferde gestürzt und hat sich einen Bruch des linken Oberschenkels zugezogen, und seine Tochter Lilly hat sich verlobt! — Mit Brenden II, über den sie mich vor Jahr und Tag auf der ersten Jagd in Groß-Runow fragte: „Finden Sie Herrn von Brenden nicht auch reizend?“ Ich habe ihn nie reizend gefunden. Aber Mädchen haben ihren eigenen Geschmack. Und ein hübscher Kerl ist er ja mit seinem langen blonden Schnurrbart und den leuchtenden, tiefblauen Augen. Ist schon so einer, der sich, wenn er's darauf anlegt, so ein ganz junges Mädchen in ersten Sturme erobert.

So schnell hat dies kleine heiße Herz mich vergessen und den „Rechten“ gefunden, dem es jubelnd zustiegt, nachdem ich es nur „erweckt“ habe, wie Gräfin Wanda damals sagte, hinzustiegend: „Möge es der Rechte sein.“ Hoffen wir es, aber — ich glaube es nicht. Ob der Vater darüber sehr erfreut ist? Dem hat die Kleine, seine Einzige, wohl ihr Glück einfach über den Kopf weggenommen. Was will er am Ende machen? Krank liegt er dazu auch noch, und überdies ist sie jetzt um ein ganzes Jahr älter, beinahe Ahtzehn, das macht in dieser Altersstufe bei den Mädchen viel aus! Brendens Ideal war sie früher nicht. Aber das große Vermögen hat seine Reize, wenn er auch selbst ein reicher Junge ist. Hatte die größte Zulage im ganzen Regiment. Konnte sie in Zwietsch gar nicht anders vertun als mit dem Jen. Ruff die Kleine also aus Liebe heiraten.

Regenwalde, August. Ich habe meine Hütte in Silligsdorf abgebrochen und einen Brief an Graffenberg geschickt, daß ich in zirka acht Tagen von Hamburg aus ab-

dampfen und ihm die Zeit meiner Ankunft in New York noch mittels Kabel anzeigen würde.

Ich wollte natürlich zuerst nach Groß-Runow, bekam aber noch einen Brief von Gräfin Wanda, daß die Heilung des etwas komplizierten Bruches in der Behandlung des alten Landarztes keine günstigen Fortschritte bei dem Baron mache. Es scheint sich um einen Knochenplitter zu handeln, der auf operativem Wege entfernt werden müsse, was bei dem Alter des Patienten trotz seiner großen Lebenskraft immerhin eine ernste Sache sei. Auf keinen Fall würde das Bein seine frühere Beweglichkeit wiedererhalten, und da wäre es gut, wenn der Baron in seinem künftigen Schwiegersohne eine Stütze zur Seite habe. Leider aber wünsche Herr von Brenden nicht, den Dienst zu verlassen, wohl aber Zwieltisch, um in eine größere Garnison zu kommen. Ueber kurz oder lang würde sich dennoch die Notwendigkeit herausstellen, daß er Groß-Runow übernehme. Mit Villi würde sie den Baron zur Stadt begleiten, nach acht Tagen aber, gleich nach der Operation, wieder nach Regenwalde zurückkehren, wo Villi zunächst bleiben würde. Ich sollte noch ein Telegramm erwarten, daß sie sich wieder in Regenwalde befinde. Das Telegramm ist soeben gekommen: alles gut verlaufen. Es geht dem Patienten vortrefflich und ich bin willkommen in Regenwalde.

Es war ein wunderbarer Augustabend. Prachtvolle Farben am Himmel, im Walde fast schon ein leiser Hauch von jenseits der Grenze, wo das Wachsen und Blühen der Jugend in der Natur aufhört und der Abstieg sacht beginnt, das Bergehen, Altern, Sterben. — Viele Felder stehen schon in Stoppeln. Aus dem prachtvollen Walde schauen die weißen Wunden der gezeichneten Bäume hervor, die nach der Ernte fallen sollen. Die und da fällt ein herbstlicher Flecken Braun, Gelb-Rot auf, noch sehr verfrüht, aber doch eine Annäherung: Ich komme so sicher, wie nur das Scheiden von allem Schönen auf Erden kommt. Und wie ich durch den Wald führe, mußte ich immer denken: Deutscher Wald... mein deutscher Laubwald! Bald seh' ich dich nicht mehr, sehe eine fremdartige Baum- und Pflanzenwelt, fremdartiges Wild, fremdartige Menschen. — Vielleicht ebenso gut, ebenso schön — aber die Heimat? — Die Heimat ist es nicht!

Mir war es auf einmal, als werde alles um mich her trüber, glanzloser, als sähe ich es nur durch einen grauen Spinnwebfächer, und ich fühlte ein dumpfes, heißes Weh, daß ich meine Augen einen Moment schließen mußte, um nichts mehr zu sehen, bis wir aus dem Walde, dem geliebten deutschen Laubwalde heraus waren. — Da lag das Haus von Groß-Runow, seitwärts am Wege nach Regenwalde, von dem Hintergrunde dunkler Eichen- und Lindenkronen hob es sich freundlich ab, ein sicheres, festes, Jahrhunderte altes Heim seinem Geschlecht. Oh, ferne Wunderwelt, in die ich ziehe, kennst du auch solch stille, festbegründete Heimatshäuser, über deren Schwelle schon Urgroßvater und Großvater als Knaben gesprungen sind, dessen schützendes Dach sich schon über den Häuptern so vieler gütiger edler Frauen gleichen Namens wölbt? Mir war's, als besiel mich jetzt schon Heimweh, dieses unverständliche Weh, wenn man inmitten der Heimat lebt und wirkt, vielleicht auch leidet und sich sorgt in allerlei Not und Drangsal, denen man in der Fremde zu entgehen denkt. Ach, Not und Sorge, Drangsal und Leid, das alles packen wir doch mit in den Koffer und drüben holen wir es wieder heraus. Nur anders sieht es dort aus unter dem fremden Himmel. — Und auf dieser Fahrt durch den abendlichen Wald fiel sacht und leise vom Baum meines Lebens hier ein Blatt, da ein Blatt, verfrüht noch, aber doch eine Mahnung dem ernster und reifer gewordenen Herzen: Ich komme, komme so sicher, wie alles Scheiden kommt vom Schönen und Liebgewordenen auf Erden. Es gibt Stunden — ich habe sie schon zweimal erlebt — wo man so klar und deutlich das Gefühl hat, daß unser Leben eine scharfe Kurve nimmt, in einen neuen Weg biegt, den alten weit im Rücken lassend. — Wie ein stummes, wehmütiges Zeichen erschien mir die Reihe der verhangenen Fenster des Runower Hauses und einen Moment die große dunkle Haustür, fest verschlossen, als solle der Herr des Hauses nicht wiederkehren.

Und dort lag Zwieltisch, „das Paradies der Erde“, verborgen vom Gebüsch des Schießstandes — dort der abgebrochene ruinenhafte Turm des Klosters — und dort schrägüber, hinter dem Rathausbach mit seinem hohen Giebel und den leuchtendroten Flecken der letzten Ausbesserung.

mußte meine alte Wohnung liegen. Wer wohl jetzt da wohnte und hinüberfah nach der Karitätenbude mit dem Schilde: Blazio Korrolewski? — Ach, das war wohl gar nicht mehr da. Wie heißt es doch in dem Liede?

Vorüber, ihr Schafe, vorüber —  
Dem Schäfer ist gar so weh . . .“

Und nun Regenwalde. Beide Gräfinnen standen auf der Terrasse. Der Empfang war herzlich.

Jetzt sitze ich wieder in dem alten Zimmer von damals und schreibe und ordne meine Eindrücke. Es tut mir zu leid, daß ich das in Silligsdorf unterließ. Die große Lücke berührt mich unangenehm, wenn ich mich in Stimmungen, Wünsche, Gedankengänge zurückversetzen will und das Tagebuch zeigt mir nur leere Blätter. Tatsachen sind am Ende das wenigste bei so einem Buch, die vergißt man ohnehin nicht. Aber all das Kleine und Kleinste, der Ursprung, die geheime Wurzel, woraus das größte hervorgeht, das ist lehrreich und läßt den Denkenden Ursache und Wirkung in ihren Zusammenhängen erkennen. — Die Nacht ist somnerlich warm. Mein Fenster steht weit offen und ich sitze dicht davor und schreibe. Der Schein meiner Lampe fällt gelb auf die stillen schwarzen Bäume auf dem Rajenronnell und den mädchenhaft feinen Oberkörper der Diana. Es ist ein hübscher Anblick.

Abends haben wir wieder auf der Plattform nach dem Park zu gesessen. Die frischgebundene Braut war erfreulicherweise nicht dabei. Ich habe sie noch gar nicht in ihrem Liebesfrühling gesehen. Sie war nach Groß-Runow gefahren, um da irgend etwas zu besorgen, was ihr Vater nachgeschickt haben wollte. So sah ich mit den Gräfinnen allein. Ich fragte etwas eingehender nach der Verlobung Lilli Kallweins, was mir vorher bei Tisch, Auge in Auge mit Gräfin Wanda, aus einem mir selbst nicht klaren Grunde ein bißchen peinlich gewesen wäre. — Meine Vermutung, daß die Sache ziemlich rasch gekommen sein müsse, bejahte sie. Alle Welt wäre überrascht gewesen. Nach dem großen Urlaub im Frühling, den Brenden in Italien verbracht habe, sei er viel öfter nach Groß-Runow gekommen wie sonst. Die Kleine habe sich anfänglich äußerst ablehnend verhalten, sei geradezu kindisch unartig gegen ihn gewesen, wie das so ihre Art war, bis sie sich endlich doch von seiner sichtlich Liebe überwunden gefühlt habe. Er war wohl der erste, der ihr solche Gefühle entgegenbrachte und sie ernst nahm. In so heißem Sonnenschein fiel dann endlich die grüne Blatthülle von der Knospe.

„Sie hat sich also zum Vorteil verändert unter dem Einflusse der Liebe?“ fragte ich.

„Verändert — wohl . . .“ sagte Gräfin Wanda zögernd, „aber nicht unter dem Einflusse ihrer Brautenschaft. Ob sich daraus viel Vorteilhaftes entwickelt, muß sich erst zeigen. Sie wissen ja, Herr von Brendens Art ist etwas laut, stürmisch, temperamentvoll, sein Äußeres glänzend und blendend. Aber ob nicht etwas mehr stille Innigkeit, ernstliebendes Niederbeugen zu dem halben Kinde — ich möchte nicht hinzufügen, etwas mehr Tiefe, denn die mag er ja noch verbergen — besser für sie wäre? Nun, Sie werden sie ja morgen sehen als junge Braut.“

„Den Eindruck macht sie wohl gar nicht?“ fragte ich lächelnd.

„Nein.“

„Ich kann sie mir auch absolut nicht in diesem zarten Zustande weiblichen Erblühens denken,“ meinte ich lachend. „Hat sich denn Brenden ihrer Reiterkunst etwas angenommen?“

„Ach, sie ist auf kein Pferd mehr zu bekommen. Sie sagt, sie fürchte sich und habe sich immer gesürdet, habe es nur nicht gestehen wollen. Brenden hat ihr dann das Fahren beibringen wollen. Als Kavalieristenfrau müsse sie mit Pferden umgehen können. Aber auch da widersetzte sie sich. Sie fürchte sich vor Pferden und damit gut. Viel hat der böse Sturz ihres Vaters, den sie mit angesehen hat, dazu beigetragen. Da hat sie tagelang gezittert, geschluchzt und man dachte schon, sie könnte davon hysterisch werden. Wenn Brenden Mut und Schneid an seiner Frau bewundern will, dann kommt er nicht auf seine Kosten.“

„Jedenfalls,“ meinte ich, „ist sie nicht nur unter dem Einflusse ihres Bräutigams, sondern sie hat auch das Glück, dem Ihrigen, Gräfin, nicht fernzusehen.“

Sie antwortete nicht gleich und im klaren Abendlicht sah ich ein rasches schmerzliches Zucken in ihrem Gesicht. Dann sagte sie: „Nun, ich habe wenigstens vor einiger Zeit versucht, sie mehr an mich zu ziehen, recht nah —“

und sie sträubte sich auch nicht, sondern war oft hier, manchmal tagelang. Nach der Verlobung änderte sich das. Sie wurde verschlossen gegen mich, beinahe trotzig. Der Einfluß der Liebe auf sie muß ein total anderer, jedenfalls stärkerer als der meine sein. Wenn ich ihre Mutter wäre — ich wünschte da manches anders... dieses stürmische, fast brutale Hineintrreiben in die Mysterien der Leidenschaft — Sie brach ab.

„Oh,“ rief ich, höchst peinlich berührt, „ist das seine Art, aus dem Kinde ein Weib zu machen?“ Sie zuckte die Achseln. „Ich glaube es bemerkt zu haben,“ sagte sie und wechselte das Thema unserer Unterhaltung.

Ein wenig neugierig bin ich nun doch fast auf das Brautpaar. — Herr von Brenden wird ebenfalls hier erwartet, weil Runow doch jetzt leer ist. Er hält sich augenblicklich bei seinem Vater in Posen auf.

(Fortsetzung folgt.)

### Die beiden Kapitäne.

Von Rudolf Michael.

Schon seit dem frühen Morgen lag das Unterseeboot auf Vorposten. Die Nordsee sang unermüdetlich ein heiseres, wütendes Lied. Das Boot wandte sich in leichten Wogen hin und her, so daß die unmutigen Wellen bald von Steuerbord, bald von Backbord über das niedrige Panzerdeck fuhren. Helgoland, der dunkle gedrungene Felsen, lag versteckt in leichten, herblichen Nebeln. Es war alles farblos grau.

In dem kurzen, gepanzerten Turm zeigte sich dann und wann der Kapitän. Die Augen kniff er zusammen, denn der harte Wind schnitt ins Gesicht, zerrte am Mantel und an dem hoch geschlagenen Stragen und blies weiter. Blies so scharf, daß die Wellen bisweilen hoch aufspritzten vor Schmerz.

Nun sah die Sonne für eine Weile noch einmal durch den grauen Spätnachmittag. Und die tausend Wellen zitterten und quollen wie fließendes, blutrotes Kupfer.

Die See war schön, groß und schön.

Rings um das Boot quirlte das kupferne Wasser, als siede es über einem unsichtbaren Feuer. Über der Blick des Kapitäns hing in der Ferne.

Wald verdrängte er wieder unter Deck, prüfte das Periscop und gab tonlos den Befehl zu halber Fahrt.

Die Maschine knatterte eine Weile aufgeregt nach der langen Ruhe. Dann schnob das Boot gegen die tanzende See an. Ein Obermatrose stand oben am Ausguck. Die Heizer vor ihren Hebeln und Griffen an der Glut des Ovens. Der Kapitän war über sein Fahrtbuch gebeugt.

Bevor er am nächsten Morgen abgelöst wurde, wollte er noch einen Streifzug machen, und die Dämmerung und die Dunkelheit sollten ihn schägen. Keiner sprach ein Wort; es war eine starke Stille in dem engen Schiffsraum. Einer sah nur dann und wann in die Augen des anderen und las darin denselben Mut, dieselbe Hoffnung.

Da schrillte das Sprachrohr. Der Kapitän stand am Hörer.

„Weit vor Backbord ein Brak!“

Der Kapitän stieg hinauf und sah durch das Glas. Ein Mast, ein Balken, mehr war noch nicht zu sehen. Das Boot änderte den Kurs und stampfte darauf zu.

Und schließlich war es klar und deutlich. Der schwarze Leib eines Torpedobootes, vom Wasser gegen eine Sandbank geworfen. Die Wellen gingen breit und schwer darüber hinweg. Nur die Spitze des Mastes sah heraus und daran das verworrene Gestänge der drahtlosen Telegraphie. Und hinten, hinten flatterte noch die Flagge. Dicht über dem Wasser, schwer von der Feuchtigkeit klatschte sie mit hellen Schlägen. Ihrem Schiffe noch im Tode treu.

Der Kapitän war seltsam bewegt. Dies Boot hatte der Feind vor — erst zwei Monaten im Nebel hier in den Grund geschossen. Dies kleine, tapfere Boot. Er sah es noch im Geiste vor sich, wie es im grauen Morgen aus dem Hafen flitzte, schwarz und lachl, die weifliche Flagge am Heck der einzige Schmuck. Dieselbe Flagge, die hier im Winde klatschte, lebendig wie am ersten Tage.

Nun lag der Schiffslieb müde, zerrissen unter den Wellen. Und drinnen der Freund, der Kapitän. Zwei Tage vor der letzten Ausfahrt des Torpedobootes war es gewesen, da hatten die beiden Kapitäne das erste „Du“ einander gesagt. Das hatte nicht weich und lieb geklungen wie im Frieden, wenn der Wein darüberfließt, sondern hart und trotzig wie eine stählerne Trosse, die am Anker knirscht.

Nun dachte der Kapitän des toten Freundes und fühlte: „Du freier und starker Mensch.“

Das Unterseeboot fuhr in leichten Wendungen die Unfallstelle ab, um die flatternde Fahne einzuziehen. Das Heck des Torpedobootes stand fast senkrecht in die Höhe. Die dünne, dunkle Wand war zerfetzt, und das Wasser rollte unablässig in den Leib des Schiffes hinein. Dann gurgelte es und stöhnte es in dem wirren Loch, das der Schuß gerissen hatte.

In diesem Augenblick strzte sich eine volle Woge hinein und zerrte während an dem Körper des Schiffes. Und da — trieb eine Leiche heraus. — Der Obermatrose sah es. Wer der in dunkelblauen Tuch gekleidete Tote war nur schwer zu erkennen und im Auge zu behalten bei der unruhigen See.

Der Kapitän befohl zwei weitere Matrosen an Deck.

Das Unterseeboot stemmte sich gegen die Flut und legte sich mit der Breitseite vor das gesunkene Schiff, so daß die Wellen nun in doppelten Sprüngen über Brak und Boot fuhren.

Nach einer halben Stunde schwerer, kalter Arbeit hatte man den Toten gefischt. Nun lag er da auf dem nassen Deck des Unterseebootes. Der andere, der tote Kapitän. Der Freund.

Die Matrosen bissen die Zähne aufeinander und trugen ihren toten Kameraden unter Deck. Sie zogen ihm das schwere, feuchte Zeug vom eisigen Körper und kleideten ihn in eine alte Jacke.

So lag er da, der tote Kommandant, und fühlte nicht mehr die erlösende Wärme, die von der Maschine her durch den engen Raum ging. Sein Gesicht war häßlich geworden, aber der Tod macht niemanden schön.

Indessen lag das Boot schwer auf der Seite unter der Wucht der Wellen, ganz nahe an dem Brak des Torpedobootes. Der Kapitän griff mit jäher Hand hinüber und riß die Fahne vom Stod. Dann wendete das Boot sich ab und stampfte mit befreiter Kraft der dämmernden See zu.

Der Kapitän kam mit hastigen Schritten unter das Deck, warf das nasse Flaggentuch zur Seite und stand stumm vor dem toten Freunde, der auf einer Bank an der Schiffswand lag. Die Hände des tapferen Kapitäns fügten sich ineinander. Auch er fühlte die wohlige Wärme des Raumes nicht. All sein Sinnen und Fühlen war nur bei diesem ersten Toten. Er begriff auch nicht das Wunder dieses Zufalls, daß er den toten Freund hatte bergen können, daß er ihm, den er nur zwei kurze Tage als seinen Freund empfunden hatte, diese letzte Liebe nun erweisen durfte. Er fühlte überhaupt nicht Trauer und nicht Freude.

Wenige Minuten verharrete der Kapitän in dieser Andacht. Dann nahm er das nasse Flaggentuch, trocknete es an der heißen Maschinenwand und breitete es dem toten Freunde über die Brust. Und plötzlich war es so feierlich in dem engen und lachlen Schiffsraum wie in einer Kirche mit Gesang und Orgel. Man hörte nur von draußen die Wellen hart gegen das Boot sich werfen und drinnen in trotzigem Taft die Maschine stampfen. Und diese eintönigen Geräusche waren wie Musik.

Dann riß sich der Kapitän mit einem Ruck zusammen, wandte sich um und gab seinen Leuten einige Befehle.

Die Fahrt ging weiter im Schutze der Nacht, immer tiefer auf die See hinaus.

Der Kapitän rücte sich einen Stuhl neben den toten Freund und ließ sich müde darauf nieder. Er war voll wunderlicher Gedanken und mußte sich erst eine Weile Ruhe gönnen.

Er empfand etwas Dumpfes wie Rache, mit Haß und Stolz gemischt. War er es nicht auch dem toten Freunde schuldig? Mußte er nicht auch das Leben dieses guten und starken Mannes rächen mit allen Mitteln, die er anwenden konnte? Für eine Weile wollte er es nicht lassen, daß der Freund so still und ungerächt von ihm gegangen war. Durfte er sich dann noch Freund nennen?

Aber nein! Das ging nicht!

Der Kapitän blickte mit klaren Augen vor sich hin.

Er hatte keine Zeit für Rache und für Freundschaft. Er durfte sie gar nicht haben. Er hatte etwas, das stand dagegen wie eine eiserne Wand. Seine Pflicht. Seine kurze, klare Pflicht.

Der Kapitän stand auf und sah auf das bleiche Angesicht des Toten nieder. Seine Lippen bewegten sich in unverständlichen Worten. Und der Tote schien ihm Freiheit und Kraft zu geben. Denn fast heiter wandte der Kapitän sich um, dehnte sich und schritt schnell wieder nach oben, um den Matrosen dort zu befragen.

Kein Mondschein war. Nur Nacht. Auch das Wasser sah man nicht. Man hörte es nur, aber es klang nun frisch und lebendig.

Der Kapitän prüfte den Kompaß und die anderen Apparate. Und plötzlich hatte er einen Entschluß. Er wußte kaum woher. Er sprang hinunter in den Maschinenraum und rief auch von den Torpedorohren die Matrosen zu sich. Die standen nun alle still, wie Säulen vor ihm.

Der Kapitän atmete tief und warf den Kopf zurück.

„Kameraden! Wir wollen vorwärts bis zum Morgen! — Ich denke, wir werden sie fassen, irgendwo. — Ihr wißt, was ich euch damit sagen will! — Wer irgendwelche Bedenken hat, soll vortreten.“

Die Matrosen standen unbeweglich und starrten ihren Kapitän an. Leblos.

„Ich danke euch!“

Alle Worte des Kapitäns waren hart, grausam beinahe. Aber seine Leute hatten ihn verstanden. Er wandte sich stumm von ihnen und ging. Und ging hinein zu dem Toten, faßte die beiden starren Hände und fühlte sie lange.

Das Boot wühlte in dem Wasser, als sei es voll neuer Kraft. Jeder einzelne stand an seinem engen, angewiesenen Platz und ermüdete nicht. Keiner fühlte es, daß dieses Schiff einen Toten mit sich führte. Hier war kein Gedanke an Grab und Nacht. Nur

Leben. Es war, als zittere der Geist des toten Kommandanten in dem Schiff und begeistere seine treuen Kameraden.

So ging es die ganze Nacht. Es geschah nichts. Alle warteten stumm.

Der dämmernde Morgen schwebte über der See und goß Licht aus unlichtbaren Händen.

Da zeigten sich, Schattenbildern gleich, Schiffe in der Ferne. Feind — Steuerbord voraus!

Diese Worte liefen von Mann zu Mann. Unten an den beiden Torpedoröhren standen die Matrosen. Der eine an den Griffen, der andere vorm Sprachrohr. Unbeweglich.

„Wie spät?“ rann dieser.

Und der andere erwidert: „Sechs!“ fast unwillig über diese Störung.

In dem breiten Rohr liegt der glitzernde Torpedo und lauert. Nun kommt der Befehl zum Tauchen. Da wissen alle, daß es zum Ankerhaken geht. Die Luken werden geschlossen. Der Obermatrose steht nun am Periskop und während das Boot sich tiefer in das Wasser hineinbohrt, wägt er in dem schmalen Glas nach dem Feind in der Ferne.

Der Kapitän wendet einen Augenblick den Kopf. Sein Blick geht über den Toten hin. Der liegt still und ahnt nicht die Schwere dieser Stunde.

Das Boot verlangsamt seine Fahrt. Nur die schmale, graue Röhre des Periskops sieht noch aus dem Wasser, und die spritzenden Wellen geben darüber hinweg.

Die Kreuzer des Feindes werden klarer und deutlicher in dem Bilde. Aber das Boot wühlt sich immer näher.

Nun stoppt die Maschine noch mehr, und aus dem Rohr fährt zitternd der Torpedo. Leuchtend wie ein losgelassenes Tier. Der Kapitän beobachtet seinen Lauf im Periskop. Ein scharf gekrümmter Streifen im Wasser zeigt die Bahn, die er läuft.

Immer ferner ist er, immer weiter. Jetzt muß er dort sein. Man hört ihn nicht anschlagen. Man wartet atemlos. Minuten, die wie Stunden sind.

Da legt sich plötzlich der feindliche Kreuzer zur Seite, und das eben noch stolze Schiff wird kläglich und unbeholfen.

Der Kapitän spricht durch das Sprachrohr nach unten: „Treffer!“

Aber keine Freude zittert in ihnen. Immer noch stumm. Das zweite Geschöß liegt bereit.

Das Boot wendet sich zur Seite und fährt in großem Bogen die Front der drei fremden Schiffe ab.

Die beiden anderen Kreuzer eilen den sinkenden zu Hilfe. Da ertönt unten im Torpedoraum wieder ein Zeichen und durch das Sprachrohr die Stimme des Kapitans: „Los!“

Das zweite Geschöß wühlt sich seine Bahn.

„Treffer!“

Da werden die Augen des Kapitans glänzender und größer. Aber er rührt sich nicht.

Die Heizer knien schweiß- und rußbedeckt vor der leuchtenden Maschine. Auf die halbnaekten, klotzigen Gestalten wirft das Feuer einen rötlichen Schein. Keiner wagt ein Wort. Sie wissen nichts.

Der dritte Schuß faßt zitternd aus dem Rohr. Und wieder schallt nach kurzer Pause das eintönige Wort: „Treffer!“ durch das Sprachrohr hinunter.

Den Kapitän packt einen Augenblick ein großes, tiefes Gefühl, das wie Stolz und Trost und Freude ist. Aber er bleibt still. Auch auf den Toten schaut er nicht zurück.

In den Heizraum schallt das Kommando: „Volle Kraft!“ Die aber wissen nicht, ob es Sieg ist oder Untergang.

Das Boot wendet sich in hartem Kreise zurück. Die Maschine gibt alle Kraft her, die in ihr ist. Man hört das Wasser an den Wänden des Bootes entlang rauschen, pfeifen.

Und während das stehende Boot schraubt wie ein verfolgtes Tier, sieht der Kapitän im Periskop an jener Stelle einen Wirrwarr von Booten und Menschen. Der vernichtete Feind.

Lange, lange Zeit geht die Fahrt so. Alle Gemüter liegen noch in eiskalten Ketten. Weder Freude noch Furcht geht um.

Da kommt das Kommando zum Aufstehen.

Alle atmen tiefer, strecken die Arme und reiben die Augen wie nach einem langen Schlaf.

Der Kapitän tritt hinunter in den Torpedoraum und klopf den Dreien auf die Schulter: „Ihr seid brav!“ Und die gehn diese drei großen Worte wie ein übergroßes Glück.

Und im Heizraum steht der Kapitän. „Drei von denen sind hinüber!“ sagt er grimmig. Mehr mag er nicht. Dann drückt er den Heizern die schmutzigen, öligen Hände. Und er lacht dabei. Aber dies Lachen ist nicht weich wie sonst, sondern laut und voll Grimm.

Dann geht der Kapitän wieder zurück. Und plötzlich gedankt er des Toten. Der liegt immer noch da, unberührt, dieselbe fahle Bläue im Gesicht.

Der Kapitän kniet zur Seite seines toten Freundes nieder und legt sein Gesicht auf das Fahnenstück. Er schwankt zwischen

Trauer und Freude. Aber ein tiefes, seltsames Gefühl der Genugtuung ist in ihm.

„Du bist nicht umsonst gestorben, du Lieber!“ murmeln seine Lippen. Dann wendet er sich wieder zu seinen Leuten und gönnt ihnen und sich ein scharfes, volles Glas, um die starren Glieder wieder zu beleben.

Und das Boot zittert heimwärts.

Ein Jubel war im Hafen ohnegleichen, als das kleine, fast unscheinbare Helldenboot einfuhr. Tausend winzige, bunte Flaggen grühten, als sei Feiertag.

Am Abend stand die kleine Mannschaft an Bord vor dem Admiral, der jedem ein schlichtes, dunkles Kreuz an die Brust steckte. Das war von Eisen.

Darnach schlich der Kapitän wieder hinunter zu dem toten Freunde. Er sah ihn lange mit tiefer Inbrunst an. Dann nahm er das Kreuz von seinem Rock und legte es dem Toten auf die fahnenbedeckte Brust. Und während er neben ihm niederkniete, quoll seine Seele über von Dank.

### Die Küche im Kriege.

(Nachdruck dringend erwünscht.)

**Mohrrüben-Suppe:** Eine gute Portion Mohrrüben und Sellerie werden zu gleichen Teilen in feine Scheiben geschnitten und mit Zwiebel eine halbe Stunde lang in Butter oder Pflanzenfett gedämpft. Dann gibt man kochendes Wasser daran, kocht es weich und rührt es durch. Dann tut man groben Gries in die Brühe und zuletzt etwas Soja. Will man eine feine Suppe daraus machen, so rührt man noch ein Eigelb und etwas süßen Rahm daran.

Man kann durch Hinzufügen von Eigelb oder von Sahne die meisten Suppen noch nahrhafter und wohlschmeckender machen. Aber auch ohne diese Zutaten sind diese Suppen sehr sättigend und nahrhaft und werden in Südfrankreich von mancher Familie als einziges Mittagsgeschicht genossen.

**Schweinefleisch mit Sauerkraut.** 1/2 Pfund Schweinefleisch, 1 kleine Zwiebel, Pfeffer und Salz, 1 Prise Kümmel, 1/4 Liter Wasser, 1 kleiner Kopf Weißkohl oder 1/2 mittlerer Größe, 2 1/2 Pfd. Kartoffeln, Essig. Das gewaschene Fleisch wird in Stücke geschnitten, der Weißkohl in Streifen gehobelt, die geschälten Kartoffeln in Scheiben geschnitten, alles schichtweise in einen Topf gelegt, 1/4 Liter Wasser beigegeben und offen 1/2 Stunde angekocht. Dann entweder in die Kochkiste gestellt oder auf dem Herd fertig gedämpft.

### Büchertisch.

— **Kriegsnummer 27 der „Illustrierten Zeitung“** (Verlag J. J. Weber, Leipzig). — In der vorliegenden Nummer wird vor allem der Tätigkeit der österreichisch-ungarischen Armee breiterer Raum gewidmet. Den Umschlag schmückt ein Verlarvenbild mit zwei ungarischen Honvedsoldaten und die erste Titelseite eine gute Photographie Kaiser Franz Josephs mit dem älteren Sohne des Thronfolgers. Richard Ahmann gibt in einem packenden doppelseitigen Bilde eine Darstellung der Erstürmung von Petrifau durch das k. u. k. Infanterie-Regiment Wilhelm I., während W. Gauze einen Nachtariff gegen die Russen bei Neu-Sandec (Galizien) vor Augen führt und E. B. Vauer ein schönes Ritterstückchen zweier ungarischer Husaren in einer flotten Zeichnung festgehalten hat. Statthaltereirot Dr. Prinz Eduard von und zu Liechtenstein unterrichtet in einem interessanten Aufsatz über die Kriegsvorfälle in Oesterreich. Einen besonderen Schmuck erhält die Nummer wieder durch eine vierseitige Offsetbeilage mit flott hingeworfenen Meißelstücken des Sonderzehlners Professor Hans v. Dapfel von den Kriegsschauplätzen in Blandern und Nordfrankreich. Von großem Interesse ist ferner eine Doppelseite mit Bildern zum Siege der Sachsen bei Craonne. Außerdem enthält die Nummer wie immer eine große Anzahl kleinerer Streifenbilder, die über die Vorkänge auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen unterrichten. — Preis des Heftes 1 Mk., Vierteljahrs-Abonnement 9 Mark.

### Magisches Zahlenquadrat.


In die Felder nebenstehenden Quadrats sollen die Ziffern  
3 15 27 38  
viermal derart eingetragen werden, daß die Summe der Zahlen in jeder der senkrechten, wagerechten und Diagonalreihen stets 83 beträgt. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:  
S o d a, S o f a.